

Obacht beim Gendern

*Mit dem Wunsch geschlechtsneutral zu formulieren, werden Texte in den letzten Jahren zunehmend gendert. Dahinter steckt viel guter Wille. Doch in den meisten Fällen werden Konstruktionen verwendet, die grammatikalisch und linguistisch falsch oder unsinnig sind. Auch verlieren Texte an Lesbarkeit und nicht zuletzt an Sprachästhetik. **Insofern gehört das Gendern keineswegs zum Guten Ton.** Diese Liste fasst die häufigsten Fehler zusammen.*

Fallstricke

1. Falsch verstandenes Partizip I (das „deutsche Gerundium“, was man gerade tut): Von Radfahrenden und Teilnehmenden kann man nur dann sprechen, wenn sie gerade „Rad fahren“ oder „teilnehmen“. Wenn Radfahrende vom Rad fallen, sind sie nicht mehr „radfahrend“. Die Suche nach neuen „Teilnehmenden“ für eine Studie ist ein Widerspruch in sich, weil „Teilnehmende“ bereits „teilnehmen“. Studenten sind nur dann „studierend“, wenn sie gerade lernen. Daher besser auf Partizipial-Konstruktionen verzichten.
2. Außerdem: Partizipial-Konstruktionen gehören sprachlich in die Mottenkiste, weil sie gestelzt wirken: „Auf den Rängen stehend, jubelten sie den Sportlern zu.“ Das ist Uralt-Deutsch.
3. Der Begriff „Forschende“ hat nicht dieselbe hohe Bedeutung wie der Begriff „Forscher“. Der Begriff „Forscher“ impliziert, dass es um eine Person mit Expertise geht. „Forschend“ kann jeder sein. Insofern ist der Begriff „Forschende“ despektierlich. „Forschend schnüffelte Fiffi am Baum“ oder „Forschend blickte der Lehrer seine Schüler an: Bestimmt hatten Hans und Hedda wieder ihre Hausaufgaben vergessen!“
4. Überflüssiges Gendern des Genus': Bei „der, die, das“ oder „ein, eine“ (männlich, weiblich, sächlich) handelt es sich stets um den Genus (die Wort-**Gattung**) und nicht um den Sexus (biologisches Geschlecht). Das machen sächliche Begriffe wie „das Mitglied“ oder „das Kind“ besonders deutlich. Auch „der Mensch“ wird nicht gendert, weil das Wort keinen Sexus hat. Insofern ist das Gendern von Begriffen wie „der Student“ oder „der Forscher“ beliebig und überflüssig.
5. Inkonsistentes Gendern des Genus' (der, die, das): Die „Akademie“ oder „Universität“ sind geschlechtslos, genauso wie „das Rathaus“, und haben keinen Sexus. Formulierungen wie „die Uni als Arbeitgeberin“ sind daher beliebig und unsinnig und wirken unfreiwillig komisch.
6. Journalisten vermeiden möglichst „Silbenschleppzüge“ wie „der Oberpostdirektor von der Oberpostdirektion“, weil sie das Schreiben und Lesen erschweren. Genau das ist beim Verwenden von „-innen“ und „-in“ der Fall – „Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler“. Besonders langatmig und störend wirken Aufzählungen wie „Schülerinnen und Schüler und Lehrerinnen und Lehrer“. Wenn überhaupt, dann nur wohl dosiert einsetzen.
7. Kuddelmuddel und fehlender Standard: WissenschaftlerInnen, Wissenschaftler_innen, Wissenschaftler:innen, Wissenschaftler'innen; Wissenschaftler*innen. Außerdem sind dies Silbenschleppzüge. Besser darauf verzichten.

8. Es lässt sich in der Regel keine gemeinsame Lösung finden bei Hauptworten, die nicht auf -er enden. Lehrer*innen funktioniert, da das Konstrukt die männliche und die weibliche Form umfasst. „Jüd*innen“ ginge nicht, da darin die männliche Form „Juden“ fehlt. Beim Hören gehen wir daher automatisch nur von Frauen aus.
9. Richtig schwierig wird es auch, wenn wir nicht den Nominativ nutzen, sondern deklinieren müssen. Im Genitiv hängen wir oft an das männliche Substantiv ein „s“ – „das ist Sache des Arztes“; im Weiblichen heißt es „das ist Sache der Ärztin“. Hier lässt sich kein gemeinsamer Nenner finden.
10. Das Gendern lenkt die Aufmerksamkeit vom Inhalt weg. Beispiel: „Aug in Aug standen sich Terrorisierende und Soldatinnen und Soldaten gegenüber“. Solche Formulierungen überbetonen das Thema „geschlechtsneutrale Sprache“ und lenken vom eigentlichen Inhalt des Textes ab.



Insgesamt erschwert das Gendern das Schreiben und Lesen von Texten. In der Regel stört es zudem die Ästhetik und den Rhythmus längerer Texte.

Alternativen und Hinweise

1. Parität anders herstellen: männliche und weibliche O-Ton-Geber in ausgewogenem Verhältnis präsentieren und zitieren, statt sprachlich Pirouetten zu drehen
2. Neutrale Formulierungen wie: „Fachleute“, „das Team von“, „die Arbeitsgruppe von“ nutzen. Dabei darauf achten, dass die Sätze dadurch nicht lang und schwerfällig werden
3. Wörter mit Endungen auf „er“ können guten Gewissens benutzt werden, da sie sich nicht auf den Sexus beziehen und per se beide Geschlechter beziehungsweise alle Gruppen gemäß LGBTQIA meinen: „In Hamburg leben 1,7 Millionen Hamburger“. Hier versteht jeder Leser, dass alle Menschen in Hamburg gemeint sind. Genauso wie jeder versteht, dass die „Hamburger“ von McDonald's nicht gemeint sind. In diesem Sinne darf man auch in Zukunft seine Brötchen beim „Bäcker“ und die Wurst beim „Metzger“ kaufen.
4. Mit deutschen Endungen auf „er“ verhält es sich wie im Englischen. Beide haben dieselbe Herkunft. Auch der „baker“ oder „butcher“ enden auf „er“. Auch sie haben keinen Sexus. Bei einem „Stakeholder-Workshop“ käme vermutlich niemand auf die Idee, von „StakeholderInnen“ zu sprechen.
5. Außerdem: Die deutsche Endung „-er“ in „Bäcker“ oder „Metzger“ hat nichts mit dem männlichen Personalpronomen „er“ oder dem Artikel „der“ zu tun! Traditionell werden im Deutschen und auch im Englischen viele Verben in Hauptworte verwandelt, indem man die Endung „-er“ anhängt; zum Beispiel auch in „die Schleuder“ (Verb „schleudern“).
6. In Texten, in denen allgemein von einem Berufsstand oder dergleichen die Rede ist, ist es im Sinne der besseren Lesbarkeit besser von „Bauern“, „Experten“ oder „Forschern“ zu sprechen, nicht von „Expertinnen und Experten“ und so weiter – insbesondere bei Aufzählungen. Wie gesagt, es dreht sich hier nicht um den Sexus, sondern um allgemein gültige Bezeichnungen, die beide Geschlechter beziehungsweise alle Gruppen gemäß LGBTQIA einbeziehen. Hier muss man nichts

neu erfinden. Die deutsche Sprache bietet bereits alles, was es braucht. Wer bei der Veröffentlichung von Texten an einen Genderleitfaden gebunden ist, kann die umständliche Häufung von „-innen“ und „-in“ vermeiden, indem er am Textanfang einmalig „die Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler“ (o.ä.) einführt und im Textverlauf dann nur noch mit „Wissenschaftler“ (o.ä.) weiterarbeitet. So machen es derzeit manche Zeitungen.

7. Sinnvoll und üblich ist allerdings die Betonung des Geschlechts, wenn es um den Beruf geht, den eine einzelne Person ausübt: „Sie ist Biologin“ und „Er ist Biologe“, Kauffrau und Kaufmann und so weiter.

Schlussbemerkung

In den vergangenen Jahren wurden mehrere Studien vorgelegt, die belegen sollen, dass die maskuline Form wie etwa „die Wissenschaftler“ Frauen und andere Gruppen gemäß LGBTQIA unsichtbar mache. Diese Studien werden in der aktuellen Diskussion immer wieder als Hauptargument für das Gendern angeführt. Es lohnt sich, diese Studien im Detail anzuschauen, weil sie einer wissenschaftlichen Prüfung kaum standhalten. Dass diese Studien insbesondere im akademischen Milieu als Beleg für die Notwendigkeit des Genderns angeführt werden, ist in wissenschaftlicher Hinsicht ein Armutszeugnis.

1. Die Stichprobengröße ist – für verallgemeinernde Aussagen – viel zu klein.
2. Die Studien wurden mit Studenten durchgeführt, was bei diesem Thema an sich zu einem Bias führt. Selbst die Fachrichtung der befragten Studenten (Sozial- oder Naturwissenschaften) dürfte die Ergebnisse beeinflusst haben. Das bleibt in den Ergebnissen aber unberücksichtigt.
3. Die Fragen sind so formuliert, dass sie keine objektive Bewertung zulassen. Gefragt wird beispielsweise im Singular „Welcher CDU-Politiker sollte als Bundeskanzler kandidieren?“. Gemäß Punkt 7 oben, stellen sich Leser darunter im Singular in der Regel einen „Mann“ vor. Daraus die Unsichtbarkeit der Frau in Formulierungen wie „Alle Politiker gehören irgendeiner Partei an“ abzuleiten, ist illegitim.

Oldenburg, 14.01.2022